

Unsere Soldatensprache [Schluss]

Autor(en): **Wanner, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **3 (1947)**

Heft 9

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unsere Soldatensprache

(Schluß)

Nicht zu unterschätzen in ihrer Bedeutung für die Soldatensprache sind schließlich noch die Übernamen. (Hier komme ich nicht um Beispiele herum; die Betroffenen mögen es mir verzeihen!) Manche sind wirkliche Spottnamen wie „Sportmichel“ (für einen Unteroffizier, der eine Zeitlang die Rolle des Sport-„Offiziers“ spielte und sich dabei nicht wenig fühlte), besonders diejenigen, die ein körperliches Merkmal treffen; z. B. heißt „de Bodesuri“ ein auffallend kleiner Offizier, „de Garte-zwerg“ ein anderer (aber im Grad bedeutend höherer, und als er eines Tages plötzlich verschwunden war, es fiel eben der erste Schnee, ging das geflügelte Wort um: „Jez hand's de Gartezwerg ineg'no, da ner nid im Schnee verlore goht!“). Ein noch Höherer war in seinem ganzen Befehlsbereich bekannt als „de Zwanzg-abacht“ nach zwei Falten um den Mund, die ungefähr der Zeigerstellung bei 8 Uhr 20 entsprachen. Am schärfsten aber tritt der Spott hervor in den Übernamen, die eine Charakterschwäche kennzeichnen. Ein älterer und etwas ängstlicher Offizier heißt „Grosmueter“ und ein Soldat, der im Rufe eines Angebers und Zuträgers steht, „Schwarzsender“. In Zusammensetzungen mit dem Familiennamen kann sich der Spott verbinden mit dem Bedürfnis, einen bestimmten Namensträger von andern zu unterscheiden, wie in „Schnörri-Schlatter“. Er kann aber auch ganz zurücktreten hinter dem Unterscheidungszweck wie in „Gügili-Müller“, wie unser Spielwachtmeister nach seiner „Güge“ gelegentlich genannt wird. Oft steckt jedoch hinter diesen Übernamen bloß der schon vorhin gestreifte Spieltrieb; ihm ist es wohl zuzuschreiben, wenn Oberst Constam in „Konrad Stamm“ entstellt wird oder der Name unseres früheren Kommandanten (Hans Schindler) zu „Schinderhannes“, trotzdem er weder ein Leuteschinder war, noch viel weniger die geringste Ähnlichkeit mit dem berühmten Räuberhauptmann hatte. Das Spielerische findet sich ebenfalls deutlich ausgeprägt in der Übertragung des Übernamens „Chlemmharzer“ von einem Zivilarzt auf den Assistenzarzt unseres Batallions mit der weiteren Folge, daß der Batallionsarzt gelegentlich „de alt Chlemmharzer“ genannt wird und der Verfasser als Sanitätswachtmeister (also „Udergang“ und „Zueschleger“ der beiden) sich den Titel „de chli Chlemm-

harzer" gefallen lassen muß. Selbst Örtlichkeiten sind vor solchen Umbenennungen nicht sicher; „Seelebunker“ heißt in einem gewissen Ort die Methodistenkapelle (in deren Untergeschoß sich das „Kazett“ [Kranzenzimmer!] befindet), „die Chli Epa“ eine Handlung, in der alles zu haben ist, und der Dorfplatz hat den großstädtischen Namen „Paradeplatz“ erhalten. In einem andern Dorf gab es sogar einen „Kasernehof“, nämlich den auf zwei Seiten von Kantonnementen umsäumten Schulplatz, der auch zum Exerzieren, für Hauptverlesen usw. diente, so daß der Vergleich tatsächlich nahe lag. Ein Bauernhaus mit dem poetischen Namen zum „Rosengarten“ wurde ruchlos zum „weiße Hund“ umegetauft, nach dem weißen Schäferhund, der dazu gehörte, und einen von der Truppe erstellten Waldweg nannte man „Löuegäßli“, teils nach einer Gasse der Schaffhauser Altstadt, teils nach dem bauleitenden Unteroffizier. An einem dritten Ort bekam ein friedlicher Winkel über Nacht den schaurigen Namen „Chöpferplatz“, wiederum nach einem Schaffhauser Flurnamen, weil dort in später Stunde einige Weinflaschen mangels eines Zapfenziehers mit dem Bajonett „geköpft“ wurden. Die Bezeichnung „Goldküste“ für ein wohlbekanntes Gestade im Berner Oberland ist wohl in der ganzen Armee verbreitet. Zu den bereits genannten Gründen, die bei der Entstehung von Übernamen, teils einzeln, häufiger wohl gemeinsam in den verschiedensten Mischungsverhältnissen wirksam sind, tritt noch ein weiterer, wenigstens bei den Übernamen für die Vorgesetzten, nämlich das unbewußte Streben, die damit bezeichneten Personen ihres Nimbus zu entkleiden und sie durch die burschikos-familiäre Benennung gewissermaßen in den persönlichen Kreis zu rücken, sie als Seinesgleichen zu behandeln. Man möchte sagen, es sei eine Reaktion des seelischen Selbstbehauptungstriebes gegenüber dem Überlegenen. Ganz gleich beurteile ich auch die den Übernamen parallel laufende Sitte, von Vorgesetzten im Gespräch mit dritten nur den Taufnamen zu nennen.

Nun beruht aber der besondere Charakter der Soldatensprache nicht allein auf dem eigentlich soldatischen Sprachstoff, sondern zum Teil auch auf dem Gebrauch, den sie vom allgemeinen Wortschatz macht, also auf der Auswahl unter den verschiedenen Abstufungen des Ausdrucks; das Ergebnis dieser Auswahl bildet das, was man den „Ton“ einer bestimmten Sprachschicht oder eines Sprechers nennt. Der Ton unserer

Soldatensprache wird je nach dem Maßstab des Betrachters (d. h. seinen eigenen zivilen Sprechgewohnheiten) als ungeschminkt, derb, grob oder roh bezeichnet werden. Wesentlicher als diese Werturteile ist jedoch für uns die Tatsache, daß wohl jeder im Dienst ungehobelter spricht als im Zivilleben; das ist so satzsam bekannt, daß es dafür keine weiteren Zeugnisse braucht. Es liegt nahe, zur Erklärung dieses Sachverhalts zunächst an eine Wirkung der Massenpsychologie zu denken, d. h. an eine unbewusste Unterordnung des Zivilisierten unter den Primitiveren. Ich möchte den Einfluß dieser so häufigen Erscheinung auch keineswegs leugnen, aber ich hielt es für einen Irrtum, wenn man sich mit dieser Erklärung begnügen wollte. Auch das Fehlen des weiblichen Elementes mag mitspielen, beobachtet man doch regelmäßig, wie jeder, der nicht wirklich im Grunde seines Wesens roh ist, vor weiblichen Ohren unwillkürlich seine Rede mildert. Doch auch damit sind wir nicht zum Kern der Sache vorgedrungen. Derselbe Mann, der im Zivilleben gewohnt ist, z. B. die Dinge um die Verdauung nur in verhüllender Umschreibung anzudeuten, spricht sie im Dienst ohne Hemmung mit den unmittelbarsten Ausdrücken offen aus; aber nicht, weil er unter dem Einfluß seiner weniger „gebildeten“ Kameraden plötzlich Freude am Rohen bekommen hätte, sondern weil er instinktmäßig empfindet, daß zarte Umschreibungen seinen gegenwärtigen Lebensumständen widersprechen und darum gekünstelt wirken würden, während sie im kultivierteren zivilen Leben den durchaus natürlichen guten Ton darstellen. Dieser grobe Ton beruht also unter anderem auch auf einer seelischen Reaktion, und zwar gegen das primitive, manchmal fast urmenschliche Leben, das der Dienst nun einmal mit sich bringt: es ist ein Versuch der Seele, mit diesem primitiven Leben fertig zu werden, indem sie sich selbst primitiv gebärdet und damit den Zwiespalt zwischen der Außenwelt und den feineren Kräften des Ichs auf ein erträgliches Maß herabmindert.

Von gewissem Interesse ist auch die Frage, inwieweit unsere Soldatensprache bodenständig sei oder wie stark sie unter dem Einfluß der deutschen Soldatensprache stehe. Da ist zunächst einmal zu beachten, daß ein wesentlicher Teil des niederen Umgangsjargons, der Vulgärsprache, wie diese Schicht auch genannt wird, nicht unserm Schweizerboden, sondern dem Asphalt der deutschen Großstädte entsprossen ist. So finden wir

Wendungen wie „Gibel“, „en Chrampf verzelle“, „merci für de Borer“, „en Spuf ryße“, „en Glanz im G'sicht“ usw. in gleicher oder doch ganz ähnlicher Verwendung auch in reichsdeutschen und elsässischen Wörterbüchern verzeichnet; „Ripper“ verrät schon seine Lautform als sprachlichen Neubürger. Doch sind alle diese Ausdrücke auf dem Wege über die Vulgärsprache in die Soldatensprache geraten, so daß mindestens nicht von einer unmittelbaren Entlehnung aus der deutschen Soldatensprache die Rede sein kann. Anders verhält es sich mit Wörtern wie „Aff“ oder „Häuptling“, die der deutsche Soldat im gleichen Sinne braucht; hier ist wohl eher an Entlehnung zu denken als an die Möglichkeit, daß die Entwicklung in diesen beiden Fällen dies- und jenseits der Grenze unabhängig voneinander denselben Weg gegangen sei. Außer Zweifel steht die Herkunft aus der deutschen Soldatensprache bei „Gummi“ (Brot); Otto Maußer erklärt es in seinem 1917 erschienenen Büchlein über die deutsche Soldatensprache sehr einleuchtend als Entstellung aus Romiß (=brot). Im allgemeinen zeigt sich also eine auffallend starke Selbständigkeit unserer Soldatensprache, und wenn auch für die neueste Zeit die Vergleichsmöglichkeiten fehlen, so spricht doch kein Anzeichen dafür, daß ein Umschwung in dieser Beziehung eingetreten sei. Bei aller Vorsicht gegenüber voreiligen Schlüssen wird man doch behaupten dürfen, die Sprache des Deutschschweizer Soldaten sei viel bodenständiger als etwa sein Liederschatz.

Wenn wir nun zum Schluß versuchen, die Frage nach den Grundlagen und den geistig=seelischen Kräften, aus denen unsere Soldatensprache herausgewachsen ist, zu beantworten, dann werden wir gut daran tun, die in den bisherigen Abschnitten gemachten Beobachtungen zu verwenden. Dann werden wir auch nicht in den üblichen Irrtum verfallen, daß man glaubt, mit dem Stichwort „Standessprache“ alles erklärt zu haben. Richtiger wäre es übrigens bei uns, von einer Gemeinschaftssprache zu reden; denn für eine Standessprache fehlt uns schon die Voraussetzung, nämlich der besondere Soldatenstand. Der Seemann, der Kunde, der Student gehört dem entsprechenden Kreis entweder lebenslänglich oder doch für mehrere Jahre ununterbrochen an; sein Dasein findet in ihm den eigentlichen Inhalt, auch wenn die Zugehörigkeit zum Stande, wie eben beim Studenten, zeitlich begrenzt ist. Ganz anders aber unser Milizsoldat! Er empfindet ganz natürlich den Dienst als eine

Störung des eigentlichen Lebens, als einen anormalen Zustand *. Aber gerade darin wurzelt seine paradoxe Einstellung dem Zivilisten gegenüber: er, der eben selbst noch Zivilist war und dessen unverhohlener Wunsch es ist, möglichst bald wieder einer zu sein, betrachtet doch den Zivilisten als ein fremdes Wesen. Seinem gewohnten Lebenskreis entrissen, fühlt sich der Soldat nur verbunden mit denen, die gleichzeitig seinen anormalen Zustand teilen. Dieses Gemeinschaftsgefühl, das durch das enge Zusammenleben und die starke Abhängigkeit voneinander noch wesentlich gefördert wird, begünstigt auch die Gemeinschaftssprache aus dem unbewußten Streben heraus, den der Gemeinschaft nicht Angehörigen durch die sprachliche Sonderung auszuschließen. Auch hier wird man wieder eine menschliche Schwäche in Rechnung stellen müssen: die harmlose Eitelkeit, die sich etwas darauf zugute tut, eine Sprache zu besitzen, die der Laie nicht ohne weiteres versteht; etwas Ähnliches läßt sich ja z. B. auch bei der Jägersprache beobachten. Die Deutung der Soldatensprache als Gemeinschaftssprache besteht also durchaus zu Recht, aber sie allein scheint mir nicht zu genügen. Es ist in diesem Zusammenhang noch auf einen wesentlichen Unterschied gegenüber den Standes- und Berufssprachen hinzuweisen (wobei sich die Studentensprache auf die Seite der Soldatensprache stellt): in jedem Berufsstand ist die Fachsprache sozusagen die offizielle Redeweise und wird durchaus in vollem Ernst angewendet, ohne bei den Angehörigen des Berufes eine humoristische Wirkung zu beabsichtigen oder zu erzielen, mag sie dem Außenstehenden noch so lächerlich erscheinen. Die Soldatensprache dagegen läuft gewissermaßen neben der „normalen“ Sprache her; bei ihrem Gebrauch bleibt man sich stets mehr oder minder bewußt, daß man andere als die eigentlichen, sonst üblichen Ausdrücke verwendet, und die Absicht der humoristischen Wirkung liegt meist klar zutage, wird auch in der Regel vom Hörer dankbar anerkannt, indem er den Ausdruck übernimmt und so zu seiner Ausbreitung beiträgt. Wir dürfen also bei unserm Versuch, die seelischen Wurzeln der Soldatensprache zu ergründen,

* Um alle Mißverständnisse auszuschließen, sei hervorgehoben, daß diese und die folgenden Ausführungen durchaus nicht als ablehnende Einstellung gegenüber der Armee aufgefaßt werden dürfen; es liegt mir nur daran, sachlich und nüchtern die seelische Grundstimmung des Schweizers und des Kulturmenschen überhaupt zu umreißen, der den Krieg und damit das Soldatenleben nicht als die normale oder gar höchste Daseinsform mißversteht.

das Bedürfnis des Soldaten nach Humor nicht übersehen, das sich ja auch sonst in allen möglichen Formen äußert. Das führt uns nochmals zurück zu den Übernamen. Wenn wir uns daran erinnern, daß Wörter nicht Definitionen der bezeichneten Sachen, sondern nur Zeichen, eben „Namen“ dafür sind, dann sind wir auch berechtigt, mindestens einen ansehnlichen Teil des Soldatensprachlichen Wortschatzes wie die Übernamen zu beurteilen; statt Einzelwesen benennen sie eben ganze Kategorien wie Grade oder Waffengattungen, und von da aus braucht es zur Übertragung auf leblose Dinge usw. nur noch einen kleinen Schritt. Nun haben wir bei den Übernamen - wie schon bei den Abkürzungen - auf die große Bedeutung des Spieltriebes hingewiesen. Aber auch vom allgemeinen Wortschatz der Soldatensprache ist ohne Zweifel ein wesentlicher Teil unter lebhafter Mitwirkung dieser Kraft entstanden; ein Blick auf die Studentensprache wird uns in dieser Auffassung nur bestärken. Ebenso wichtig ist eine weitere Beobachtung, die wir an den Übernamen gemacht haben: wie etwa der Vorgesetzte durch den Übernamen gleichsam vom Sockel heruntergeholt und vom Sprecher zu seinesgleichen gemacht wird, so rückt man durch eine entstellende, humoristische oder auch nur derbe Benennung eine Sache aus ihrer Distanz in den persönlichen Kreis herein und stellt sich damit über sie. Ferner haben wir in der allgemeinen Derbheit der Soldatensprache den Versuch erblickt, das Primitive leichter zu überstehen durch vorübergehende Angleichung; genau so steckt in diesen Umbenennungen das Streben, mit den einzelnen unbeliebten Erscheinungen des Dienstes fertig zu werden, indem man sie mit einem groben oder humoristischen Ausdruck abtut. Das Bedürfnis nach humoristischer und der Hang zu derber Ausdrucksweise entspringen also mindestens zum Teil derselben seelischen Lage. Man könnte daher die hier wirksamen Motive zusammenfassen als das Streben, die Spannung zwischen dem kultivierteren Zivilleben und dem primitiveren Dasein des Dienstes zu überwinden.

Ich glaube, damit sind die wichtigsten Kräfte nachgewiesen, die unsere Soldatensprache hervorgebracht haben, wohl größtenteils in vereintem Zusammenwirken, wobei hier die eine, dort die andere oder dritte den Hauptanteil leistete. Ich möchte sogar so weit gehen, den Spieltrieb und das zuletzt noch geschilderte Streben nach Spannungsausgleich als die eigentlichen schöpferischen Kräfte anzusprechen und dem, was über das

Wirken des Gemeinschaftsgefühls gesagt wurde, mehr nur die Rolle des Vermittlers und Erhalters zuzuschreiben. Man darf also nicht glauben, die Soldatensprache entspringe auf irgendeine wunderbare Weise der Gemeinschaft, sozusagen als eine Kollektivschöpfung. Es sind immer nur einzelne, die dank besonderer Begabung unter dem Walten der genannten Kräfte neue Ausdrücke und Wendungen prägen. Die notwendige Voraussetzung dafür ist aber das Vorhandensein einer Gemeinschaft; aus ihrem Geist heraus entsteht das Neue. Entspricht es ihrer Grundstimmung und ihren seelischen Bedürfnissen, dann macht sie es sich zu eigen. Dadurch erst wird das, was zunächst nur der „Fund“ oder der leicht hingeworfene Witz eines Einzelnen war, zu einem Bestandteil der Soldatensprache. Diese Wechselwirkung von Einzelpersönlichkeit und Gemeinschaft läßt sich an der Soldatensprache besonders leicht beobachten; ohne Zweifel aber liegt sie auch jeder andern Art von Sprache zu Grunde.

Hans Wanner

Falsche Umsetzungen in die Mundart

Man kann heutzutage in der Mundart viel von Übe r i i s t i m m u n g hören; in der Vereinsprache, die sich für mundartlich hält, stimmt man mit dem geschätzten Herrn Vorredner übe r i i (oder auch nicht), und zwei Redner können sich da übe r i i s t i m m e n d äußern. Wie weit das in unsern Mundarten verbreitet ist, weiß ich nicht; jedenfalls in Bern scheint diese Aussprache „übereinstimmend“ zu sein - und doch ist sie falsch.

Es gibt ja im Gemeindeutschen zwei Wörter ein, die miteinander gar nichts zu tun haben: 1. Das Zahlwort eins, einer, wozu auch all=ein und ein=ig gehören, hat alten Diphthong und heißt in unsern Mundarten je nach der Gegend ains, eis, aas, ääs; 2. das Ortsadverb ein (ein=setzen, hin=ein usw.) hat altes langes i, daher auch im Schweizerdeutschen ii, iiseke, iinee usw. Nun bedeutet aber natürlich übereinstimmen nicht „über etwas hinein kommen“, sondern „darüber eins, einig werden“. Demnach muß es echt mundartlich zweifellos überai, überei, überaa, überää heißen, und so führt auch das Idiotikon (I 286) aus Zürich an: es ist Alles übereis